

## Zur psychologischen Bedeutung von Normen

### Einleitung

Nur wenige Begriffe\*) spielen in so zahlreichen Lebensbereichen und Wissenschaften eine Rolle und werden zugleich in so unterschiedlicher Bedeutung benutzt wie der Begriff der „Norm“ und die mit ihm zusammenhängenden „normal“, „abnorm“, „normativ“, „genormt“ oder ähnliche. Darin liegt ein Grund für die Unergiebigkeit mancher Diskussion, nicht nur zwischen Vertretern verschiedener Disziplinen, sondern zuweilen auch im gleichen Fach.

Ich möchte zunächst diese Vielfalt der Normbegriffe und zwei Versuche ihrer Ordnung im psychologisch-medizinischen Bereich skizzieren. Anschließend soll auf die psychologische Bedeutung von Normen näher eingegangen werden, und zwar in dreierlei Hinsicht: auf ihre Bedeutung als Bezugssysteme, auf ihre Wirksamkeit als Verhaltensdeterminanten und auf die Variabilität von Normen. Dabei soll es nicht um den Versuch gehen, das Wesen von Normen oder der Norm zu ergründen, etwa um zu einem wahren Begriff der Norm vorzustoßen oder eine Substanz auf ihre Attribute oder Bestandteile hin zu analysieren. Vielmehr soll dargestellt werden, welche unterschiedlichen Sachverhalte man heute mit dieser Vokabel bezeichnet, was ihnen gemeinsam ist und welche Bedeutung sie für das Verhalten von Menschen haben.

### Die Vielfalt der Normbegriffe

Schon der lateinische Ursprung des Begriffes, *norma*, hat verschiedene Bedeutungsnuancen: Winkelmaß, Maßstab, Regel, Richtschnur oder Vorschrift.

In den normativen Disziplinen der Philosophie, der Ethik, Ästhetik und Logik, meint Norm in erster Linie eine Regel, die Geltung beansprucht. Auch WUNDT<sup>1)</sup> bezeichnete zu seiner Zeit Norm noch als Regel, die sich an das innere oder äußere Handeln des Menschen wendet, indem sie aussagt, was das Handeln erstreben oder vermeiden soll. In der Rechtswissenschaft haben Rechtsnormen als Verhaltensmaximen zur Ordnung des Zusammenlebens von Menschen eine zentrale Bedeutung. Volks- und Wirtschaftswissenschaften arbeiten teilweise mit Idealnornmbegriffen, teilweise mit Realnormen.

In der Mathematik bezeichnet man mit normal besonders ausgezeichnete Gegenstände und Formen, z. B. in der Geometrie die Senk-

\*) Antrittsvorlesung, gehalten am 22. 2. 1966.

<sup>1)</sup> W. WUNDT, *Zur Psychologie und Ethik*, Leipzig 1911.

rechte als Vorzugslage einmaliger Art oder in der Statistik die „Normalverteilung“ genannte, GAUSSsche Häufigkeitsverteilung. In der Biologie gilt als normal eine um den Durchschnitt liegende, die Mehrzahl der Fälle umfassende Variationsbreite von Merkmalen oder Individuen. Die technischen Normenausschüsse befassen sich mit der Normierung von Maßen und Produkten zur Vereinheitlichung von Gegenständen und Vorgehensweisen durch Reduzierung einer unzweckmäßigen Vielfalt auf einfache, leichter kommunizierbare und ein rationelles Vorgehen fördernde Sachverhalte. In den Arbeitswissenschaften benutzt man Anforderungsnormen, etwa bei der Aufstellung von Produktionszielen, in Lohnfestsetzungen, bei der Feststellung der Berufseignung u. a. m.

In der Medizin haben sich im Zusammenhang mit dem Krankheitsbegriff, aber auch in Fragen der Zurechnungsfähigkeit, besonders Psychiatrie und Psychopathologie eingehend mit Normproblemen befaßt. Sie befinden sich — vom Gegenstand wie vom Bearbeitungsstadium her — in einer ähnlichen Lage wie die Psychologie und müssen sich sowohl mit wertfreien statistischen Realnormen als auch mit wertgebundenen Idealnormen auseinandersetzen und beide berücksichtigen. In Soziologie und Sozialpsychologie versteht man unter Norm entweder jegliche sozial sanktionierte Verhaltensweise oder das soziale Verhalten, welches genügend häufig ist, um ohne Kritik und ohne besondere Beachtung akzeptiert zu werden, oder einen Standard, nach dem Verhalten in und von Gruppen beurteilt wird.

Weitere Varianten aus anderen Disziplinen ließen sich ergänzen. Man sieht: Der Normbegriff ist noch nicht genormt, mit allen Konsequenzen, den permanenten Kommunikationsschwierigkeiten, aber auch den Impulsen, die von dieser Problematik als einer ungelösten Aufgabe ausgehen.

Auch in der Psychologie gibt es keine einheitliche Verwendung des Normbegriffes. In einem Wörterbuch wird Norm ausschließlich als Bezugsrahmen definiert; in einem anderen finden sich mehr als zwanzig verschiedene Bedeutungen von Norm, normal und ihren Composita. Im wesentlichen geht es dabei um folgende Bedeutungsunterschiede.

„Norm“ wird in Anspruch genommen für: 1. einen einzelnen Meßwert oder einen um den Durchschnitt liegenden Bereich von Meßwerten, die das gewöhnliche Verhalten von Merkmalsträgern oder die häufigsten Ausprägungsgrade von Merkmalen (quantitativ) kennzeichnen, 2. die übliche Qualität von Gegebenheiten, 3. einen Standard, und zwar in zweierlei Bedeutung, entweder als ein relativ überdauerndes Bezugssystem, auf das sich Urteile beziehen, oder das Erwartete, Geforderte, im Sinne von Zielsetzungen und Wertungen, und 4. das in Übereinstimmung mit einem Entwurf oder Plan Funktionierende und in diesem Sinne biologisch Typische.

Mit „normal“ bezeichnet man in der Psychologie folgende Sachverhalte: 1. das mit einer Norm Übereinstimmende, 2. das allgemein

Regelhafte, welches nicht durch spezielle Bedingungen verursacht oder beeinflußt wird, 3. dasjenige, was einen anzustrebenden Standard ausmacht, 4. die charakteristische Eigenart der GAUSSschen Häufigkeitsverteilung, und 5. zuweilen auch dasjenige, was psychometrisch von anderem unabhängig ist (etwa in der orthogonalen Konstellation einer geometrischen Darstellung von Faktoren).

HOFSTÄTTER<sup>2)</sup> hebt in einer zusammenfassenden Ordnung dieser Vielfalt drei psychologische Normbegriffe heraus: die statistische, die ideale und die funktionale Norm. Gemeinsam ist ihnen, daß Norm stets ein Bezugssystem meint, mit dem ein Einzelfall verglichen wird.

Bei der statistischen Norm wird normal mit großer Vorkommenshäufigkeit, etwa mit dem Mittelbereich der Ausprägungsgrade eines Merkmals, identifiziert. Hier besteht zwischen normal und abnorm nur ein quantitativer Unterschied. Die Grenzen des Normalbereiches werden durch Konvention festgelegt und sind insofern fließend. Wenn bestimmte Verhaltensweisen, wie z. B. neurotische Störungen, so häufig vorkommen, wie das weit gefaßte Neurosebegriffe implizieren, kann Neurose — statistisch gesehen — etwas durchaus Normales sein. Nicht nur sehr niedrige, auch sehr hohe Intelligenzen sind, gemessen an der statistischen Norm, abnorm, da beide nur sehr selten vorkommen.

Die ideale Norm bezeichnet einen Zustand der Vollkommenheit, den zu erreichen erstrebenswert ist. Die Größe der Abweichung eines Einzelfalles von der Idealnorm mag sich quantitativ ausdrücken lassen; HOFSTÄTTER meint aber, im Prinzip sei sie qualitativer Art. In sozialen Systemen aller Art und Größe bestehen solche idealen Normen, die der Verhaltenssteuerung und dem Zusammenhalt der Systeme dienen. Ihre Wirksamkeit wird in Häufigkeitsverteilungen sichtbar, welche von der Normalverteilung abweichen und andere Formen, z. B. die einer J-Kurve, annehmen können. Schulnoten tendieren zuweilen zu solchen Verteilungsformen, mehr noch die Anzeigen der Stechuhren in Betrieben, welche die Pünktlichkeit des Arbeitsbeginns der Mitarbeiter registrieren.

Nach der funktionalen Norm *sensu* HOFSTÄTTER gilt als normal der einem Einzelwesen hinsichtlich seiner Zielsetzungen und Leistungen gemäße Zustand. Was damit gemeint ist, macht er an folgendem Beispiel deutlich: Feiertagsarbeit ist nach der Idealnorm untersagt und nach der statistischen Norm selten, also in beiderlei Hinsicht abnorm. Bestimmten Persönlichkeiten kann es aber durchaus gemäß sein, daß sie sonntags gern, erfolgreich und ohne Schädigung ihrer körperlichen und psychischen Gesundheit arbeiten. Unter dem funktionalen Normbegriff ist für sie Feiertagsarbeit durchaus normal (womit die potentielle Normalität der Nicht-Konformisten, die dem von der statistischen Norm ausgehenden Anpassungssog widerstehen, ebenso gerettet wäre wie die aller Sterblichen, die gemessen an Idealnormen stets abnorm bleiben werden).

<sup>2)</sup> P. R. HOFSTÄTTER, *Psychologie*, Frankfurt/Main 1957.

Nur am Rande erwähnt HOFSTÄTTER einen vierten Normbegriff, die subjektive Norm, die der statistischen verwandt sei. Gemeint ist ein auch als Adaptationsniveau bezeichnetes Bezugssystem, auf das wir noch zurückkommen werden. — Im wesentlichen handelt es sich bei HOFSTÄTTER um eine Klassifikation der Normbegriffe. Deren Zusammenhänge untereinander werden noch nicht systematisch behandelt und nur in einigen Punkten angedeutet. Etwa: Abweichungen von der statistischen und von der idealen Norm pflegen häufig proportional zu sein. Die Häufigkeit von Straftaten korreliert so z. B. hoch mit der allgemeinen Abscheu vor ihnen und mit der Schwere ihrer Bestrafung. Oder: Zwischen der Wirksamkeit der Verhaltenssteuerung durch ideale Normen und der Häufigkeit normgerechten Verhaltens besteht ein Interdependenzverhältnis. Daher kann die Publizität abnormer Verhaltensweisen (als normative Kraft des Faktischen) auf Kosten der Gültigkeit der entsprechenden Idealnomen gehen. So kann z. B. die Veröffentlichung des Kinsey-Reports zur Relativierung sexueller Tabus beitragen.

Ein Versuch, durch begriffliche und phänomenologische Analyse zu einer systematischen Ordnung der psychologisch und psychopathologisch relevanten Normbegriffe zu gelangen, stammt von dem Psychiater MÜLLER-SUUR<sup>3)</sup>. In seinem differenzierten Normbegriff bezieht er die Begriffsvarianten aufeinander und auf einen gemeinsamen Verankerungspunkt, das Individuum. Aufgrund sprachkritischer Analysen unterscheidet er vier verschiedene Arten des wissenschaftlichen Normbegriffes: 1. die Seinsnorm, welche auf das feststehende Erkennbare zielt und im wesentlichen das umfaßt, was andere mit Realnorm bezeichnet haben; 2. die Werdensnorm, welche auf das sich Entwickelnde, Künftige zielt; hier geht u. a. die Idealnomen ein; 3. die Kollektivnorm, der ein Vergleich einer Menge gleichartiger Eigenschaften verschiedener Individuen zugrunde liegt; hier hat die statistische Norm ihren Platz; 4. die Individualnorm, der ein Vergleich einer Menge gleichartiger Eigenschaften eines Individuums zu verschiedenen Zeitpunkten zugrunde liegt; hier besteht eine gewisse Beziehung zu HOFSTÄTTERS funktionaler Norm; aber die beiden sind ebensowenig identisch, wie die oben zu den drei anderen Normbegriffen MÜLLER-SUURS genannten anderen Normbegriffe. Die dritte und vierte Bedeutung ist nach MÜLLER-SUUR jeweils durch die erste und zweite zu differenzieren, d. h., eine kollektive Seinsnorm, eine kollektive Werdensnorm, eine individuelle Seinsnorm und eine individuelle Werdensnorm sind zu unterscheiden. — Zu einer genaueren Darstellung der Beziehungen dieser und weiterer Varianten des Normbegriffes untereinander und ihrer Verankerung im Verhalten des Individuums, die MÜLLER-SUUR ausführlich diskutiert, ist hier kein Raum. Diese — zunächst begriffliche — Lösung der Normproblematik erscheint es wert, mehr als bisher auf ihre psychologische Relevanz und ihre praktische Anwendbarkeit geprüft zu werden.

<sup>3)</sup> H. MÜLLER-SUUR, *Das psychisch Abnorme*, Göttingen 1950.

Sucht man nach einer umgreifenden Gemeinsamkeit der verschiedenen Varianten des Normbegriffes, schält sich die von HOFSTÄTTER bereits hervorgehobene heraus, die auch bei MÜLLER-SUUR implizit gegeben ist. Die wohl umfassendste wissenschaftliche Definition der Norm ist: Bezugssystem. Unter diesem Dach haben die verschiedensten Konkretisierungen und Spezialisierungen des Normbegriffes, wertgebundene wie wertfreie, Platz. Infolge ihres hohen Allgemeinhits- und Abstraktionsgrades ist diese Definition zwar umfassend, zugleich ist ihr Gehalt an konkreten Informationen aber gering. Die psychologische Bedeutung der Norm als Bezugssystem ist daher näher zu explizieren.

### Norm als Bezugssystem

Ich will versuchen, die damit gemeinten Sachverhalte und zugleich einiges ihnen Gemeinsame, Norm als Bezugssystem Kennzeichnende, zu skizzieren. Fragt man zu drei simultan sichtbaren Gegenständen, einem weißen, einem mittelgrauen und einem schwarzen, welcher hell sei, wird die Antwort stets den weißen bezeichnen. Das gilt unter den verschiedensten Beleuchtungsbedingungen, vom Sonnenlicht bis zum schwachen Mondlicht. In der Urteilsbildung werden die drei Gegenstände miteinander verglichen und auf ein gemeinsames Bezugssystem, hier ihre relative Helligkeit, bezogen. Tauscht man den weißen Gegenstand gegen einen dunkelgrauen aus, wird der mittelgraue Gegenstand als hell bezeichnet. Die Veränderung des Bezugssystems führt zu einem anderen Urteil. Man kann aber auch ganz andere Bezugssysteme ins Spiel bringen und z. B. die Helligkeit der Gegenstände mit einer Skala der Grautöne (von weiß bis schwarz) vergleichen und danach einschätzen lassen. Hier wird das Urteil in Abhängigkeit von der jeweiligen Beleuchtung wiederum anders ausfallen. In der Psychophysik arbeitet man analog dazu seit langem mit verschiedenen Methoden. Dem Vergleich mit einem konstanten Bezugssystem (unserer Graureihe) entspricht etwa die Konstanzmethode, dem Vergleich mit den relativen Helligkeiten der Gegenstände andere Methoden.

Ein Beispiel für eine andere Art von Bezugssystemen wird von HELSON<sup>4)</sup> berichtet. In den amerikanischen Wahlen von 1956 wurde ein republikanischer Präsident und ein in seiner Mehrheit demokratischer Kongreß gewählt. Zwei Amerikaner beurteilten dieses Wahlergebnis gleichlautend als Ausdruck der Reife der Wähler. Der eine der beiden war Republikaner, der andere Demokrat. Ihre gleichlautenden Urteile meinten ganz verschiedene Seiten des Wahlergebnisses, weil der eine es auf seine republikanische, der andere auf seine demokratische Überzeugung bezogen hatte. — Eine wiederum andere Art von Bezugssystemen wird in folgendem angedeutet. Ein Förster, welcher Bäume zum Holzeinschlag kennzeichnet, wird sie

<sup>4)</sup> H. HELSON, *Adaptation-level theory*, New York 1964.

nicht in dem Bezugssystem beurteilen, welches ein Fotograf ins Spiel bringt, der auf Naturaufnahmen aus ist, und auch nicht in dem Bezugssystem eines Kindes, das Verstecken spielen will.

Schon in diesen simplen Beispielen, die sich beliebig vermehren und auf so gut wie alle Verhaltensbereiche ausdehnen ließen, zeigt sich folgendes: 1. Alle Urteile über einen Sachverhalt sind insofern relativ, als sie auf ein Bezugssystem, eine Norm, rekurrieren, womit der Sachverhalt verglichen und woran er gemessen wird. 2. Der gleiche Sachverhalt kann auf verschiedene Normen bezogen werden. 3. Ein Urteil ist nur dann unmißverständlich kommunizierbar, es läßt sich nur dann auf seine Richtigkeit prüfen, wenn das dabei aktualisierte Bezugssystem bekannt ist. (Dasselbe Haus kann für eine zweiköpfige Familie groß, für eine siebenköpfige dagegen klein sein.)

In einem vielzitierten Experiment hat SHERIF<sup>5)</sup> die Bildung von Bezugssystemen näher untersucht. Ich gebe zunächst nur seinen ersten Teil wieder (auf die weiteren werden wir noch zurückkommen). SHERIF benutzte das schon früher bekannte autokinetische Phänomen, bei dem in einem gänzlich verdunkelten Raum ein kleiner intensitätsschwacher Lichtpunkt bewegt erscheint, obwohl er objektiv still steht. Er ließ den Punkt etwa 100mal aufleuchten und seine Probanden zunächst in Einzelversuchen nach jeder Darbietung die Größe der subjektiv wahrgenommenen Bewegung schätzen. Was sich dabei ergab, war hochinteressant. Sehr bald bildete sich bei jedem Probanden ein relativ enger Bereich heraus, in dem dann alle seine Schätzungen lagen. Er war von Proband zu Proband verschieden und lag bei dem einen zwischen 1 und 3 Zoll, bei anderen zwischen 9 und 11 Zoll. SHERIF interpretierte das so: Jeder Proband entwickelte ein eigenes Bezugssystem, eine individuelle Norm, worauf er dann alle weiteren Schätzungen bezog.

Dieses in seinen Ergebnissen inzwischen vielfach bestätigte Experiment läßt zusammen mit anderen, die ich hier nicht referieren kann, einige allgemeine Folgerungen und Hypothesen zu:

1. Bei der Bildung von Normen handelt es sich um ein Elementargeschehen, bei dem offenbar Spontanitätskomponenten eine wesentliche Rolle spielen. Der Mensch bildet sogar dort Normen aus, wo keine objektive Reizgrundlage zur Differenzierung besteht. Ohne daß sie sich dessen bewußt wurden, haben die Probanden SHERIFs jeder für sich und mit anderem Ergebnis ein unbestimmt fluktuierendes Erlebnis normiert. Reizkonstellation, Umgebungsbedingungen und Aufgabe geben einem spontanen Impuls zur Normbildung nur konkrete Richtung und Form.

2. Normbildung als Elementargeschehen ist offenbar nicht notwendig sozial bezogen, wird nicht nur durch den Druck von Gruppen induziert, läßt sich nicht nur auf das Miteinander von Individuen und die Notwendigkeit ihrer Kommunikation zurückführen. Soziale

---

<sup>5)</sup> M. SHERIF, *A study of some social factors in perception*. In: *Archives psychology*, No. 187, 1935.

Normen, auf die später noch einzugehen ist, sind nur ein — in seiner Verhaltensrelevanz allerdings sehr bedeutsamer — Spezialfall einer allgemeineren Tendenz zur Normbildung im Individuum. Das allgemeine Grundgeschehen ist die Bildung individueller Normen.

3. Die Ausbildung von Normen dient offenbar einer Ordnung der Phänomene, die zur Bewältigung der Lebensanforderungen unerlässlich ist. HOFSTÄTTER<sup>6)</sup> drückt das wie folgt aus: Selbst in der Illusion (den autokinetischen Phänomenen) herrscht eine gewisse Ordnung. Der Punkt benimmt sich (nach Bildung eines Bezugssystems) sozusagen in verlässlicher Weise. Damit ist die Situation einigermaßen bewältigt.

Bildung und Aktualisierung von Bezugssystemen sind keine Prozesse, die erst mit der rationalen Durchdringung des Lebens ins Spiel kommen. Sie vollziehen sich bereits auf ganz elementaren Stufen, z. B. in der Gegenstandsbildung. Aus der Völkerkunde wissen wir, daß es Kulturen gibt, in denen die Gegenstände ganz anders voneinander abgegrenzt werden als bei uns. Weitere Beispiele ließen sich ergänzen, welche die Vielfalt der Bezugssysteme demonstrieren. Ihre Bildung ist offenbar ein Geschehen, welches sich auf allen Stufen und in allen Bereichen des Verhaltens vollzieht, im reflexartigen Reagieren, in der Wahrnehmung, im Denken, im sozialen Verhalten, in Gefühlsreaktionen, in der Motivation, oder wie man die Bereiche sonst einteilen mag.

Die Einführung einheitlicher Maße, die Benutzung von Normen bei der Auswertung von Beobachtungsdaten, die Setzung von Richtwerten und kritischen Grenzen bei der Unterscheidung von normalem und abnormem Verhalten usw., all das ist nur eine bewußte, mehr oder minder systematische Fortführung eines Elementargeschehens, welches in vielerlei Gestalt (beim Einzelmenschen wie in Gruppen) auch bereits unbewußt und quasi automatisch vor sich geht. In seiner bewußten, rational gesteuerten und ausgeweiteten Fortsetzung gewinnen wir jedoch folgendes: Es wird durchschaubar, kontrollierbar und der bewußt gezielten Modifizierung zugänglich gemacht. Manche Polemiken gegen Normen als Symbole einer „technisierten Welt“ oder als Tabus, welche die Freiheit des Individuums einschränken u. a. m., verkennen, daß Normen zunächst einmal nur instrumentalen, der Ordnung und Orientierung dienenden Charakter haben und in diesem Sinne wertfrei sein können. Sie übersehen, daß in der bewußten Schaffung und Benutzung von Normen als Bezugssystemen nichts geschieht, was der menschlichen Natur zuwider läuft, und auch nichts, was seine über die Natur im engeren Sinne hinausgehenden Möglichkeiten prinzipiell beschneiden müßte.

### Normen als Verhaltensdeterminanten

Damit wollen wir zum zweiten Aspekt der psychologischen Bedeutung von Normen, ihrer Funktion als Verhaltensdeterminanten,

<sup>6)</sup> P. R. HOFSTÄTTER, *Gruppendynamik*, Hamburg 1957.

übergehen. Bei ihrer Erörterung klammere ich die Wertproblematik in ihrer historischen Fassung aus. Unter Normen als Verhaltensdeterminanten werden hier theoretische Konstrukte verstanden, welche den Charakter von Bezugssystemen haben und — darüber hinaus — als intervenierende Variable geeignet sind, bestimmte Verhaltensweisen zu erklären oder zu ihrer Erklärung beizutragen.

Zur Verdeutlichung des damit Gemeinten seien auch hier zunächst einige Beispiele angeführt. Schon der oben beschriebene erste Teil von SHERIFs Experimenten kann als ein erstes dienen. Die bei der Schätzung der Lichtpunktbewegungen gebildeten individuellen Normen lassen sich als Verhaltensdeterminanten interpretieren, die alle weiteren Schätzungen in der Weise bestimmen, daß sie diese auf einen relativ engen Bereich begrenzen. Deutlicher noch wurde das im zweiten Teil der Experimente; SHERIF ließ hier die Schätzungen nicht mehr in Einzel-, sondern in Gruppenversuchen vornehmen. Einige Gruppen bestanden aus Probanden, welche noch keinerlei Erfahrungen mit dem autokinetischen Phänomen hatten. Nur diese Gruppen sollen uns zunächst interessieren. Jedes Gruppenmitglied hörte vor seiner eigenen Schätzung die laut ausgesprochenen der übrigen. Dabei ergab sich, daß die Schätzungen in jeder Gruppe sehr rasch konvergierten, und zwar nicht wie in den Einzelversuchen in unterschiedlichen individuellen Normen der Gruppenmitglieder, sondern in einer allen gemeinsamen Gruppennorm. Diese Gruppennorm fungierte als Regel für richtiges Verhalten, determinierte alle Schätzungen aller Gruppenmitglieder und ließ interindividuelle Unterschiede gänzlich zurücktreten. Unbeschadet der objektiven Falschheit dieser Verhaltensregel (der Lichtpunkt bewegte sich ja faktisch überhaupt nicht) wurde hier das subjektive Erleben der Gruppe in eine Ordnung gebracht, einer Norm untergeordnet, der sich alle Mitglieder verpflichtet fühlten und die so als Verhaltensdeterminante wirksam wurde.

Ein anderes Beispiel sei dem Arbeitsleben entnommen. Seine Relevanz für die Forschung wurde von ROETHLISBERGER und DICKSON<sup>7)</sup> in den bekannten HAWTHORNE-Untersuchungen aufgewiesen. In vielen Arbeitsgruppen tendieren die Gruppenmitglieder — trotz ihrer interindividuellen Unterschiede in Fähigkeiten und Fertigkeiten — dazu, etwa gleich viel zu produzieren. Hier wird eine Gruppennorm wirksam, die einen für alle verbindlichen Leistungsstandard festlegt. Um Beachtung dieser Norm zu erzwingen, übt die Gruppe oft einen starken Druck aus und greift dabei zuweilen zu recht drastischen Sanktionsmaßnahmen. Der Streber, der mehr produziert, als die Norm vorschreibt, wird gebremst, der weniger als die Norm Leistende angetrieben. Solche Gruppennormen stimmen oft keineswegs mit den Anforderungsnormen der Betriebsleitung überein. Sie erweisen sich aber allen äußeren Beeinflussungsversuchen gegenüber als außerordentlich zäh und widerstandsfähig.

<sup>7)</sup> F. J. ROETHLISBERGER and W. J. DICKSON, *Management and the worker*, Cambridge, Mass. 1939.



In zahlreichen Arbeiten wurde die Wirksamkeit von Gruppennormen näher untersucht. Ich weise nur auf die von ASCH<sup>8)</sup> hin. Er ließ u. a. die Länge von senkrechten Linien in Gruppenversuchen vergleichen. Eine Linie diente als Standard, von drei daneben gezeigten — eine ebensolang wie die Standardlinie, zwei von deutlich abweichender Länge — war anzugeben, welche die Standardlänge habe. Nur ein Proband in jeder Gruppe nahm unwissentlich am Experiment teil. Alle übrigen machten instruktionsgemäß bei bestimmten Darbietungen gemeinsam falsche Angaben und bezeichneten eine Linie als gleich lang, die es objektiv nicht war. Dabei zeigte sich, daß die Probanden, welche in der Minorität unwissentlich mitwirkten, in den kritischen Versuchen ca. 37% Fehler machten, und zwar stets in Richtung der falschen Angaben der Gruppenmajorität. In diesen Experimentalgruppen schlug also die Tendenz zur Konformität massiv durch. In Kontrollgruppen, wo die Angaben nicht laut ausgesprochen, sondern nur schriftlich fixiert wurden, trat bei den gleichen Aufgaben so gut wie kein Fehler auf.

Gruppennormen bilden sich keineswegs nur für das Leistungsverhalten der Mitglieder heraus. Auch andere Bereiche, Einstellungen, Ansichten, Kontaktformen usw., werden wesentlich durch solche Normen mitbestimmt. Fast immer bildet dabei ein „goldener Mittelweg“ die Norm. Alle Abweichungen, seien sie positiv oder negativ, werden von der Gruppe abgelehnt, gelten als „übertrieben“ oder „exzentrisch“. Im Zusammenhang mit der Differenzierung der verschiedenen Funktionen, die Gruppenmitglieder innehaben, bilden sich ferner Normen aus, die an verschiedene Rollen gebunden sind. Auch diese Erwartungsnormen, Regeln für das Verhalten von Inhabern bestimmter Positionen, üben eine starke Determinationswirkung aus.

Die Forschung hat gezeigt, daß Entstehung und Determinationskraft solcher Normen exakten empirischen Untersuchungen durchaus zugänglich sind und daß man hier keineswegs auf Spekulationen angewiesen ist. Kompliziert wird die Forschungsarbeit auf diesem Gebiet allerdings u. a. durch folgende Umstände: Jedes Individuum gehört zahlreichen verschiedenen Gruppen an, der Familie, dem Freundeskreis, dem Betrieb, einer Weltanschauungsgemeinschaft, vielleicht einer Partei usw., die jede ihre eigenen, zuweilen stark voneinander abweichenden Verhaltensnormen haben. Die Identifizierung des Individuums mit diesen verschiedenen Gruppen und ihren Normen kann wechseln, ja sie muß dies sogar tun, schon im Verlauf eines Tages, zuweilen in noch kürzeren Zeiträumen. Und es ist nicht immer leicht, eindeutig festzustellen, welche Bezugsgruppe mit ihren Normen in bestimmten Situationen verhaltensbestimmend wird. Zum anderen sind alle Normen ständigen Veränderungen unterworfen, worauf wir noch zurückkommen werden.

Man kann die Determinationswirkung von sozialen Normen in

---

<sup>8)</sup> S. E. ASCH, *Social psychology*, Englewood Cliffs, N. Y., 1952.

umfassenderen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhängen sehen. Von hier aus dürfte ihre allgemeine Bedeutsamkeit auch am ehesten erkennbar sein. Tierisches Verhalten wird durch ererbte Mechanismen, Instinkte, gesteuert, welche auf lebenswichtige Umweltreize und -konstellationen selektiv ansprechen und zugleich automatisch die angemessene Reaktion auslösen. Bei höheren Tieren tritt in zunehmendem Maße Lernfähigkeit, d. h. die Verwertung von Erfahrungen bei der Verhaltenssteuerung, hinzu. Aber auch bei ihnen dominieren noch die von der Verhaltensforschung als Schemata bezeichneten Verhaltensdeterminanten. In diesen Schemata bilden Information über die Umwelt und Auslösung adäquater Reaktionen noch weitgehend eine untrennbare dynamische Einheit.

An ihre Stelle treten beim Menschen Normen, traditionell festgelegte, gebrauchsfertige Verhaltensmuster für alle Lebensbereiche und Situationen, welche die Gesellschaft für ihre Mitglieder bereithält und welche sie diesen aktiv anerzieht, d. h. bis heute noch weitgehend aufzwingt. Diese Verhaltensmuster enthalten, worauf u. a. TOPITSCH<sup>9)</sup> hingewiesen hat, nicht nur ein bestimmtes Weltbild, sondern zugleich eine unabsehbare Menge von Vorentscheidungen. Solche Steuerungssysteme entlasten das Individuum von zahlreichen Überlegungen und Unsicherheiten, betten es ein in eine vorgeordnete Welt, die Geborgenheit bietet, bewahren es vor Auseinandersetzungen, welchen es, auf sich allein gestellt, kaum gewachsen wäre. — Sie implizieren aber zugleich die Gefahr, daß das Individuum dem Konformitätsdruck erliegt und an die Stelle der allmächtigen Determinationskraft der Instinkte und Schemata die alles regelnde Determination des normativen Steuerungssystems der Gesellschaft tritt, in die das Individuum hineingeboren wird.

Warum liegt darin überhaupt eine Gefahr? Daß man hier eine solche sehen, daß auch ein nicht-konformistisches Verhalten erstrebenswert sein kann, verweist auf die Wirksamkeit von Ideal-Normen, die ihre Wurzeln nicht in den Ansprüchen der Gesellschaft und deren Normen haben können. Psychologisch kann man sie als instrumentelle Wertorientierungen ansehen, ohne sie damit auf diesen psychologischen Aspekt reduzieren zu müssen. Sie näher zu diskutieren ist hier kein Raum. Jedenfalls muß man offenbar auch mit der Wirksamkeit solcher über die Gesellschaft hinausweisender Normen rechnen.

Die entscheidende Möglichkeit, dem Konformitätsdruck zu widerstehen, liegt in der wachsenden Autonomie unseres Denkens. Mit seiner Hilfe ist das Individuum wenigstens partiell in der Lage, sich von dem unmittelbar zwingenden Geltungsanspruch eines traditionellen Steuerungssystems zu distanzieren und damit unabhängiger zu machen. Die damit verbundene Relativierung solcher Steuerungssysteme nimmt diesen nichts von ihrem Informations- und Orientie-

---

<sup>9)</sup> E. TOPITSCH, *Sprachlogische Probleme der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung*, in: E. TOPITSCH (Hrsg.), *Logik der Sozialwissenschaften*, Köln 1965.

rungswert, schränkt aber ihren absoluten Geltungsanspruch und ihr automatisches Funktionieren als Verhaltensdeterminanten ein und macht sie als Instrumente verfügbar. Auch die tabuierten traditionellen Normen erweisen sich dem kritischen Denken als zeit- und kulturbedingte Erscheinungen und verlieren die magische Kraft absoluter, ewig geltender Gesetze.

Das hindert offenbar nicht, daß sich in Institutionen, deren selbst-erklärte Aufgabe es ist, das kritische Denken weiter zu entwickeln, häufig eine ebenso eigenartige wie psychologisch interessante Symbiose von revolutionär-relativierenden mit konservativen, einer „Entzauberung“ widerstrebenden Kräften findet. „Schon eine distanzierte, zu Annahme oder Ablehnung“ (von traditionellen Normen) „gleichermaßen bereite Haltung, wie sie der experimentierenden Informationssuche entspricht, gilt“ (den konservativen Kräften) „als bedenklich, ja als zersetzende Skepsis. Diese Abwehrhaltung ist dadurch erklärlich, daß die“ (normative) „Verhaltenssteuerung am wirksamsten ist, wenn alternative Möglichkeiten gar nicht zu Bewußtsein kommen, geschweige denn so ernstlich diskutiert werden, wie dies bei alternativen wissenschaftlichen Hypothesen der Fall ist“ (TOPITSCH). — Damit sind wir aber bereits bei dem dritten Aspekt, unter dem die psychologische Bedeutung von Normen hier betrachtet werden soll, ihrer Variabilität.

#### Die Variabilität von Normen

Normen entstehen, verändern sich und vergehen. Manche sind recht kurzlebig. Viele, einst wirkungsvolle Verhaltensregeln des Reichsfreiherrn von Knigge, ja auch schon unserer Bonner Zeitgenossin Frau Pappritz gelten heute vielfach nur noch als illustre Relikte vergangener Gesellschaftsformen. Der normative Kurswert introvertierten Verhaltens schwankt zeitabhängig; gegenwärtig zeigt er eine fallende Tendenz. Das Eigenschaftsbündel, welches noch vor wenigen Jahrzehnten einen „tugendhaften Menschen“ kennzeichnete, ist in weiten Kreisen der heute heranwachsenden Generation der Lächerlichkeit anheimgefallen. Was heute die psychologische Funktion dieser Norm übernommen hat, ist durch andere Eigenschaftsprofile gekennzeichnet.

Blickt man noch weiter zurück und vergleicht: Ganze Weltbilder, die als umfassende Bezugs- und Steuerungssysteme das Leben ihrer Zeit prägten, sind nur noch in der Geistesgeschichte, soweit deren relativ eng begrenzte Reichweite geht, konserviert, haben aber keinen handlungswirksamen Aufforderungs- und Verbindlichkeitscharakter mehr. Das gilt ebenso für Bezugssysteme wie die Vorstellungen vom Kosmos, etwa das ptolemäische Weltbild, wie für die meisten früheren Leitbilder menschlicher Gesellschaften. Mögen auch Teile des einen oder anderen oder — etwa im Humanismus — gar wesentliche Züge eines solchen Leitbildes heute noch wirksam sein, die meisten haben keine normative Geltung mehr. Wir wissen, daß auch unsere gegenwärtigen Normen dereinst als überlebt gelten werden. Wir

sträuben uns zuweilen gegen diese Erkenntnis, weil selbstverständlich erscheinende Ordnungen dadurch in Frage gestellt werden und an die Stelle von Geborgenheit und Sicherheit Zweifel, Krisen und der Zwang zur eigenen Entscheidung treten. Aber diese Entwicklung läßt sich nicht aufhalten.

Veränderungen von Normen lassen sich in allen Lebensbereichen verfolgen. Besonders augenfällig sind sie z. B. in der Kunst, wo die normativen Zielsetzungen sich in ständiger Bewegung befinden. Von Erreichung zu Erreichung schieben sich solche Ziele im Sinne einer Steigerung immer weiter hinaus, bis sie an Wendepunkten anderen Zielen Platz machen. So wirkte, um ein von VON ALLESCH<sup>10)</sup> zitiertes Beispiel zu wählen, in der Gotik das Ziel, die massive Schwere und Undurchdringlichkeit der Raumwände aufzulockern und sie transparent zu machen. Das begann mit einer Vergrößerung der romanischen Fenster und wurde immer weiter getrieben, bis schließlich in Beauvais nur noch ein Pfeilergerüst mit Fenstern dastand, welches so fragil gebaut war, daß der Chor einstürzte. Hier kulminierte die Konkretisierung dieser Gestaltungsnorm. Ihre weitere Steigerung scheiterte an physischen Grenzen. An solchen Wendepunkten, ausgelöst durch Grenzerlebnisse, Sättigung oder anderes, ändert sich das Gestaltungsziel und weicht neuen, anderen Normen.

In der Beobachtung solcher Normänderungen sind wir nicht auf historische Betrachtungen allein angewiesen. Sie lassen sich auch experimentell untersuchen und dabei in ihrem Bedingungsgefüge genauer erfassen. — Schon in einem weiteren Teil der mehrfach zitierten Experimente SHERIFs wurde das demonstriert. Er betraf Probandengruppen, die wir bisher noch nicht erwähnt haben. Ihre Mitglieder hatten zunächst in Einzelversuchen ihre individuellen, voneinander abweichenden Normen bei der Schätzung des autokinetischen Phänomens gebildet. Nun wurden sie in der Gruppensituation erneut aufgefordert, die Größe der Punktbewegung laut zu schätzen. Die Ergebnisse: Zu Beginn richteten sich die Schätzungen auch im Gruppenversuch nach den individuellen Normen der Gruppenmitglieder, konvergierten dann aber bald auch in diesen Gruppen alle in einer gemeinsamen Gruppennorm. Deren Herausbildung dauerte zwar etwas länger als bei den Probandengruppen, deren Mitglieder zuvor keine individuellen Normen gebildet hatten, abgesehen von dieser zeitlichen Differenz war aber das Endergebnis in beiden Arten von Gruppen das gleiche. Auch die vorher scheinbar fest etablierten individuellen Normen wurden im Sinne der Gruppennorm verändert.

Diese und zahlreiche weitere Untersuchungen, die u. a. von HARE<sup>11)</sup> referiert werden, zeigten, daß es im wesentlichen vier Bedingungen sind, unter denen die Konformitätstendenz besonders wirksam wird: wenn das Beurteilungsobjekt mehrdeutig ist, wenn

<sup>10)</sup> J. VON ALLESCH, Vorlesungen: *Psychologie der Kindheit*, Göttingen 1951 (unveröffentlichte Mitschrift).

<sup>11)</sup> A. P. HARE, *Handbook of small group research*, New York 1962.

das Urteil öffentlich ausgesprochen werden muß, wenn die Majorität der Gruppe groß ist und wenn die Gruppe entweder sehr lose oder besonders freundschaftlich verbunden ist.

Bei der Bedeutung der Normänderungsprozesse ist es verständlich, daß man sie in den verschiedensten Bereichen, unter den verschiedensten Aspekten und mit verschiedenen Methoden untersucht hat. Dabei ging es sowohl um die Erhellung der Aktualgenese von individuellen und von Gruppennormen als auch um die Bedingungen ihrer Variabilität. Auch die Onto- und Phylogenese dieser Vorgänge versuchte man zu erfassen. Entsprechend vielfältig sind die dazu entwickelten Hypothesen und Theorien. So hat z. B. die Tiefenpsychologie bestimmte, im Sinne einer konkreten operationalen Fassung bislang aber noch recht vage gebliebene Vorstellungen von der Normbildung und -anpassung entwickelt. Nach ihr vollziehen sich diese Prozesse in der Auseinandersetzung zwischen den libidinösen Grundbedürfnissen, den Hindernissen der Realität und den Instanzen des Ich und des Überich, wobei dem letzteren als Repräsentanten der gesellschaftlichen Normen eine besondere Bedeutung zukommen soll. Andere Theorien soziologischer, sozialpsychologischer oder entwicklungspsychologischer Herkunft versuchen, die gleichen Prozesse mit anderen theoretischen Begriffen zu erfassen. FESTINGERS<sup>12)</sup> Theorie der kognitiven Dissonanz ist eine von ihnen.

Ich möchte hier — abschließend — nur einen dieser theoretischen Entwürfe etwas näher in den Blickpunkt rücken: HELSONS<sup>13)</sup> Theorie des Adaptationsniveaus (*adaptation-level theory*). Ihr möglicher Geltungsbereich ist so umfangreich, daß sie besonders interessant erscheint. Ihr Anspruch, die wesentlichen Prozesse der Normbildung und -veränderung zu erklären, wurde zwar bisher erst auf Teilgebieten verifiziert; die Phänomene, deren Erklärung sie beansprucht, und die konkurrierenden Theorien, mit denen sie sich auseinandersetzen muß, sind aber auch so zahlreich und so verschiedenartig, daß es Jahrzehnte dauern dürfte, bis man ihren tatsächlichen Geltungsbereich abgesteckt haben wird.

Der Theorie des Adaptationsniveaus liegen folgende Hauptpostulate zugrunde (zu denen hier einige Kommentare ergänzt werden): 1. Alles Verhalten bezieht sich auf und konzentriert sich um ein Adaptationsniveau des Organismus, welches man auch als interne Norm bezeichnen kann. Analog zur physiologischen Homeostasis gibt es eine Homeostasis des Verhaltens. — 2. Dieses Adaptationsniveau ist eine Funktion der Interaktion aller gegenwärtigen und vergangenen inneren und äußeren Einwirkungen auf den Organismus unter Einschluß seiner eigenen Impulse und Bedürfnisse, die hier als innere Einwirkungen angesehen werden. — 3. Das Adaptationsniveau ergibt sich als geometrisches Mittel aller dieser Einwirkungen, wobei verschiedenen Klassen von Einwirkungen unterschiedliche Gewichtskoeffizienten zukommen können. — 4. In ihrer Bezugnahme

<sup>12)</sup> C. FESTINGER, *A theory of cognitive dissonance*, Stanford, Calif. 1957.

<sup>13)</sup> H. HELSON, *Adaptation-level theory*, New York 1964.

auf ein Adaptationsniveau bzw. eine so definierte Norm zeigen sich alle Arten von Verhaltensweisen bipolar. Das Normniveau repräsentiert die 0-Funktion. Reize oberhalb dieses Niveaus rufen entgegengesetzte Reaktionen hervor wie Reize unterhalb des Normniveaus. Reize auf dem Adaptationsniveau führen zu neutralen Reaktionen. (So werden z. B. alle, eine bestimmte Einstellung eines Individuums betreffenden indifferenten Behauptungen neutral, alle davon abweichenden, je nach Richtung der Abweichung, positiv oder negativ beantwortet.) — 5. In der Reaktion auf einen Reiz manifestiert sich ein positiver oder ein negativer Gradient der Norm. Die Intensität einer Reaktion ist eine Funktion der Steilheit dieses Gradienten bzw. der Distanz des Reizes vom Adaptationsniveau. — 6. Das Adaptationsniveau ist ständigen Veränderungen unterworfen, die sich aus den genannten Einwirkungen und aus der Rückwirkung (*feed-back*), der Reaktionen des Organismus ergeben. — 7. Auch in Gruppen besteht für bestimmte Klassen von Verhaltensweisen ein Adaptationsniveau, eine Gruppennorm, deren Bildung und Veränderung analog zu den Bedingungsregeln individueller Normen vor sich geht. (Dazu konnte man z. B. zeigen, daß die in SHERIFs Versuchen gebildeten Gruppennormen ziemlich genau dem geometrischen Mittel der vorher bestehenden individuellen Normen der Gruppenmitglieder entsprachen.)

Wesentliche Grundgedanken dieser Theorie sind nicht neu. Ihr Fortschritt liegt vor allem darin, daß sie viele Sachverhalte, die bisher unter verschiedenen Aspekten gesehen und bearbeitet wurden, unter einheitlichen Erklärungsgesichtspunkten zusammenfaßt und daß sie eine Ableitung empirisch prüfbarer Hypothesen gestattet, weil ihre Komponenten im Prinzip operational faßbar und bei geeigneter Messung und Skalierung auch quantifizierbar sind. — Besonders interessant und konsequenzreich ist, daß hier nicht mehr ein absoluter 0-Punkt des Verhaltens postuliert und — wie z. B. in der klassischen Psychophysik — von einem solchen ausgegangen wird. An seine Stelle tritt ein gleitender, sich ständig verändernder Bezugspunkt: das jeweilige Adaptations- bzw. Normniveau. Seine konkrete Lage ist variabel, seine psychologische Funktion und die Regeln seiner Bildung und Veränderung sind jedoch konstant. Damit sind im Prinzip wesentliche Voraussetzungen für einen großen Geltungsbereich dieser Theorie gegeben. HELSON und andere konnten so auch bereits zeigen, daß sich in vielen Bereichen (der Psychophysik, der Wahrnehmung, im emotionalen Reagieren, im Urteilen, im sozialen Verhalten, im ästhetischen Erleben, ja auch in der Persönlichkeitsentwicklung) Belege für die Generalisierbarkeit der Theorie des Adaptationsniveaus aufweisen lassen.

Im übrigen finden sich nicht nur bei HELSON, sondern vor allem in der sozialpsychologischen Forschung sowohl zahlreiche Feststellungen über die Dynamik von Normveränderungen und deren Bedingungen als auch eine Fülle von Anregungen und Hypothesen zu ihrer weiteren Erforschung. Es wäre sicher interessant, wenn dabei

künftig nicht nur normändernde Umweltbedingungen ins Auge gefaßt würden, sondern auch aus der Spontaneität des Individuums kommende Faktoren, etwa das generelle Streben nach Veränderung, welches in den meisten theoretischen Entwürfen in diesem Bereich bislang keinen rechten Platz hatte oder nur als ein *deus ex machina* fungierte.

### Zusammenfassung

Zur psychologischen Bedeutung von Normen wurden zunächst die Vielfalt der Normbegriffe und zwei von HOFSTÄTTER und MÜLLER-SUUR stammende Versuche ihrer Ordnung skizziert. Bildung von und Bezugnahme auf Normen zeigt sich als ein Elementargeschehen, welches sich in allen Verhaltensbereichen, vom physiologischen und emotionalen Reagieren bis zum bewußten Denken und Urteilen vollzieht. Es geht offenbar auf einen allgemeinen Spontanimpuls zurück, der von den jeweiligen Lebensbedingungen konkret ausgeformt wird. Die Grundform dieses Geschehens ist eine Bildung individueller Normen, die auch ohne Bezugnahme auf und ohne den Druck von Gruppen erfolgen kann. Die Bildung von Gruppennormen ist ein, in seiner Verhaltensrelevanz allerdings hoch bedeutsamer, Spezialfall dieses Elementargeschehens.

Man kann zwei psychologische Hauptbedeutungen von Normen unterscheiden: 1. ihre Funktion als Bezugssysteme im Sinne von Informationsinstrumenten im Dienste der lebensnotwendigen Ordnung der Phänomene bei der Orientierung des Individuums in der Welt und 2. ihre Funktion als Verhaltensregeln mit determinierender und motivierender Wirksamkeit.

Unter psychologischem Aspekt zeigen sich Normen als variable, zeitgebundene Produkte bestimmter Entwicklungsstufen oder Gesellschaftsformen. Sie lassen sich nicht nur spekulativ erschließen, sondern (mindestens partiell) auch empirisch identifizieren und in ihrem Bedingungsgefüge transparent machen.

Für die weitere Forschung erscheinen drei Problemkreise von besonderem Interesse: 1. die Trennung der informativ-orientierenden Funktion der Normen von ihrer unmittelbaren emotional-motivationalen Wirksamkeit als Verhaltensdeterminanten, 2. die damit verbundene variable Aktualisierbarkeit und damit Verfügbarkeit verschiedener Normen in bezug auf den gleichen konkreten Sachverhalt (in ihr liegt auch die Möglichkeit, vergangene Normen einer nur musealen Existenz zu entreißen und neu zu aktualisieren, und auch die Chance, künftige Normentwicklungen gedanklich vorwegzunehmen und damit eine größere Fülle an menschlichen Möglichkeiten zu erschließen), 3. die theoretische Erfassung der Entstehungs- und Veränderungsbedingungen von Normen, wobei eine weitere Prüfung und Ausarbeitung von HELSONS Theorie des Adaptationsniveaus besonders interessant erscheint. Wünschenswert wäre dabei allerdings, auch die nicht sozial induzierten Normen, die Antagonisten konfor-

mistischer Leitbilder aus dem „Nischendasein“, das sie in der bisherigen Theorienbildung oft geführt haben, ans Tageslicht zu holen und — soweit möglich — systematisch einzubeziehen. Jeder Schritt in diesen drei Richtungen rückt Normen weiter in den Bereich der menschlichen Manipulierbarkeit, mit allen Möglichkeiten und Gefahren, die sich dabei eröffnen.